

Predigt am 2. Sonntag nach Weihnachten, 3.1.2021 über Lukas 2, 41-52 in der Herrenhäuser Kirche

Liebe Gemeinde!

Wunderkinder haben scheinbar keinerlei Mühe mit dem, was sie gut können. Besonders in der Musik gab und gibt es immer wieder solche Überflieger. Hanns-Josef Ortheil beschreibt in einem seiner Bücher seinen besten Freund Anton. Der setzte sich ans Klavier und spielte scheinbar mühelos die schwersten Klavierstücke. Später setzt er an zu einer großartigen Musikerlaufbahn. Er gewinnt wichtige Klavierwettbewerbe und alles scheint ihm mühelos zu gelingen. „Wer so spielen konnte wie Anton,“ schreibt Ortheil, „den mochten vielleicht verborgenen und geheimnisvolle Kräfte unterrichten.“ Seinem Freund fallen die schwersten Klavierstücke regelrecht in den Schoß. Wunderkinder starten oft großartig. Wie so oft landet allerdings auch der besagte Freund schon bald auf dem Boden der Tatsachen. Das ist vielen Kindern so gegangen, die zu früh großen Erfolg hatten und daran sogar zerbrechen können.

Jesus ist auch so ein Frühbegabter gewesen. Einer, über den sie staunen und es nicht fassen können. Welch einen Verstand und was für eine Weisheit dieser Junge hatte mit seinen 12 Jahren! Auch ihn scheinen verborgene und geheimnisvolle Kräfte unterrichtet zu haben.

In dem eben gehörten Abschnitt aus dem Lukasevangelium wird uns die einzige Kindheitsgeschichte von Jesus erzählt, die in der Bibel zu lesen ist. Im Gewühl des Passafestes in Jerusalem geht er seinen Eltern verloren. So sieht es jedenfalls aus. Wer einmal sein Kind im Gedrängel verloren hat, kann sich ausmalen, welcher Schrecken den Eltern in die Glieder gefahren ist. Vielleicht war er ja mit den anderen Freunden unterwegs auf dem Weg nach Hause, denken sie. Doch nein! Nach einem Tag der Rückreise stellen sie fest: Jesus ist nicht bei seinen Gleichaltrigen. Also wieder zurück nach Jerusalem. Und tatsächlich: da sitzt Jesus im Tempel. Ganz selbstverständlich. Wie ein Erwachsener. Doch nicht nur das. Er redet mit den Gelehrten. Diskutiert mit ihnen. Fragt nach wie das sonst nur ein Erwachsener tut. Was für ein Verstand für einen 12-jährigen!

Jesus setzt sich von den Eltern ab, um da zu sein, wo sein Vater ist, im Tempel. Er sucht die Nähe zu Gott, dem Schöpfer. Er fühlt sich geborgen und angenommen dort, wo Gottes Geist besonders nahe ist.

Zum ersten Mal war er in Jerusalem mit seinen Eltern. Und kam in Kontakt mit dem religiösen Leben in der Hauptstadt. Jesus muss stark beeindruckt gewesen sein: All die vielen Menschen, die zum Passahfest in die Stadt strömten, um zu opfern und die religiösen Bräuche zu erfüllen. Und dann der Besuch des Tempels. Überall waren da Schriftgelehrte und Priester, Menschen, die sich tagaus, tagein mit Gott beschäftigten, zu ihm beteten, ihm opferten, von ihm redeten und Schüler um sich sammelten. Hier war der Ort, an dem der junge Jesus sich aufgehoben fühlte. Er fühlte eine innere Verbundenheit, die über alles hinaus ging, was er bisher erfahren hatte. „Ich muss da hin, muss zum Gottesdienst!“ wird er für sich gedacht haben. Das Gefühl, dorthin zu gehören war stärker als die Angst vor dem Unbekannten, war auch stärker als die Bindung an die Eltern.

Wir, liebe Gottesdienstgemeinde, sind ja aus ganz unterschiedlichen Gründen auch solche Menschen, die gerne zum Gottesdienst gehen. Vielleicht sagen wir uns innerlich: ich muss dahin. Da fühle ich mich aufgehoben, da wird etwas in mir angesprochen und zum Klingen gebracht, das ich sonst nicht finde. Zur Ruhe zu kommen, über den Grund und Ursprung des Lebens ins Nachdenken und Beten kommen, Zwiesprache halten mit dem Urgrund des Lebens und gesagt bekommen: du bist in Gott gehalten, aufgehoben und von allem befreit, was dich niederdrückt. Unsere Gottesdienste sind zu aller erst Orte, an denen Gott zu uns kommt. Hier können Momente entstehen, in denen wir uns öffnen für Gott, nach ihm fragen, ihn einlassen in unser Leben. Manchmal müssen wir eben dorthin, müssen da sein, wo wir mit anderen zusammen Gott loben können. Hier ist ein Ort, der über uns und unser eigenes Leben hinausgeht und mehr ist, als wir uns gegenseitig geben können. Da sein, wo Gott zuhause ist. In der Nähe sein, wo Gott zu spüren ist. Der zwölfjährige Jesus hat das für sich in noch viel stärkerer Weise gespürt und bringt es eben in die Worte: „Ich muss sein in dem, was meines Vaters ist.“

Die Eltern sind entsetzt. Ich kann sie nur allzu gut verstehen. Ich habe schon manches Mal Schrecksekunden erlebt, in denen ich eines unserer Kinder aus den Augen geriet. Maria und Josef aber hatten ganze drei Tage lang gesucht. Sie waren außer sich. Zu Recht. Was hätte alles passieren können! „Mein Sohn, warum hast du

uns das getan? Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Doch Jesus ist so unbekümmert wie es wohl nur Heranwachsende in diesem Alter sein können. „Was regt ihr euch eigentlich auf, typisch meine Eltern!“ so würden es wohl Jugendliche heute sagen. Jesus kann die Sorgen der Eltern nun so gar nicht nachvollziehen. Für ihn zählt die Erfahrung, dass er sein eigentliches Zuhause gefunden hat. Wie können die Eltern da nur so einen Aufstand machen? Er hat in sich diese Selbstverständlichkeit eines Menschen, für den alles klar ist. Er braucht sich gar keine Sorgen oder Gedanken zu machen. Er spürt in sich: hier bin ich zuhause, aufgehoben. Mehr als an einem anderen Ort der Welt. Im Tempel ist er nicht fremd. Es kommt ihm vor als sei er schon immer hier heimisch gewesen.

Maria und Josef sind Jesus in diesem Moment fremd geworden. Und sie sind befremdet von diesem Kind. Sie können nicht verstehen, was Jesus bewegt. Diese Distanz, dieses Unverständnis wird nicht das letzte im Leben Jesu bleiben. Im Neuen Testament gibt es viele Geschichten, die damit enden, dass Menschen sich entsetzen über das, was Jesus sagt oder tut. Seine Leidensankündigung trifft bei den Jüngern auf Abwehr, sein Weg ans Kreuz wird von den Treuesten nicht verstanden. Seine harten und radikalen Worte der Bergpredigt stoßen auf Ablehnung. Seine Heilungen sorgen für Aufsehen. Jesus eckt an und seine Handlungen hinterlassen manches Mal Befremden. Sie hinterlassen aber auch Spuren. Was Maria im Tempel von Jerusalem erlebt hat, die Suche nach ihrem Jungen und seine Worte, all das behält sie in ihrem Herzen und bewegt es. Das verändert sie. Wie ein Merkzeichen behält sie es in sich und wird es später verstehen lernen.

Maria wurde in Bewegung versetzt durch das, was sie an ihrem Sohn erlebte. So wie Maria will Jesus alle Menschen in Bewegung setzen. Er will Spuren hinterlassen. Seine Worte und Handlungen sollen uns ins Herz geschrieben sein, damit wir sie in uns bewegen.

Am Anfang eines neuen Jahres fragt diese Geschichte des heranwachsenden Jesus, wo wir denn Geborgenheit und Heimat erfahren. Gibt es so einen Ort, einen Menschen, eine Zeit, einen Zustand, von dem wir sagen können: hier muss ich sein? Für Jesus steht der Tempel wie ein großes Schutzdach am Anfang seines Lebensweges. Wo seine Heimat ist, das wird schon am Anfang klar. Jede Anfeindung, die er erleidet, jedes Leid, das er erfährt, jede Anstrengung, die er

unternimmt, all die Hingabe zu den Menschen, ist nur zu verstehen, weil er weiß, wo der Ort ist, an dem er sein muss. Dieser Ort ist mehr als die Mauern des Tempels. Es ist Gottes Weite, sind seine allumfassenden Arme, sind seine Barmherzigkeit und seine Güte. Dieser Ort wird später von ihm als Abba, lieber Vater bezeichnet werden. Darin war Jesus schon als Kind sicher und bewegte sich wie ein Erwachsener in den Räumen, die zur Ehre Gottes gebaut waren. Ein religiöses Wunderkind. Aber nicht so eins, das etwas vorführt und dafür bewundert werden möchte. Eher so ein Kind, das von Anfang an weiß, wo seine Wurzeln sind. Er deutet auf die Quelle des Lebens, die weit über die Herkunft hinausweist. Die verborgenen und geheimnisvollen Kräfte, aus denen er Halt gewinnt, waren seinen Eltern fremd. Er hat sie immer wieder aufscheinen lassen und sichtbar gemacht. Zuerst im Tempel, später auf seinem Weg. Der Zwölfjährige ist damals widerspruchslos mit seinen Eltern nach Hause gegangen. Er hat sich ihnen gefügt und ist nicht im Tempel geblieben. Seine Zeit war noch nicht gekommen. Er musste noch wachsen und reif werden für das, was ihm als Aufgabe zgedacht war.

Jesus aber wuchs heran und seine Weisheit nahm zu. Gott und die Menschen hatten Gefallen an ihm. So endet unsere Geschichte. So wie Jesus unter den Menschen wuchs, der Sohn Gottes mitten unter den Menschen, so kann Gott auch unter uns wachsen und zunehmen. Unsere Welt und wir haben es unbedingt nötig. Dieser Jesus, der seinen Ort, seine Heimat ganz genau kennt, ist mit dieser Welt und uns auf dem Weg. Er lädt uns ein, bei ihm Heimat zu finden. Gleichzeitig schenkt er es uns, dass wir immer da sein können, wo Gott zu finden ist. Dazu braucht es keinen Tempel. Und keine Wunderkinder. Amen.